

Nr. 110. Bydgoszcz/Bromberg, 15. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(15. Fortsetzung.) —

VI.

Und das wachsame Schicksal kauert am Spinnrad, flicht und dreht die Lebensfäden unermüdlich ineinander, emsig und nach unerforschlichen Gesetzen, spinnt Fäden und Netze und Fallstricke und schlingt die harten Knoten.

Lucille Howard ist angekommen, lärmend. mit ihren weitausholenden Gesten, und ist ohne Geld ins Edenhotel eingezogen. Kilian durchwandert rastlos die Stadt, sucht, forscht, horcht umher, setzt Agenten wie Spürhunde auf Manja Stojowskas Fährte, entwirft Fluchtpläne, erwägt immer von neuem alle Chancen und Möglichkeiten, ist unentschlossen und verzweifelt, je nachdem die Schlinge, die er um seinen Hals wähnt, sich lockert oder strafft. Und Leonhard von Schippenbeil hat nun doch einen Vertrag unterschrieben, der ihn auf zwei Jahre an die Planken eines Bananendampfers fesseln wird und ihm noch vierzehn Tage Freiheit läßt, die er mit fanatischer Lust auszukosten sich vorgenommen hat. Und Lotte sitzt am Klavier und vergißt, die Hände zu regen, starrt vor sich hin in den spiegelnden Lack des Holzes und lauscht auf den Schlag ihres Blutes das sie neu und fremd durchströmt, und alle Gedanken fluten in heißen Wellen zu dem Mann, der ihren kühlen, spöttischen Verstand verwirrt und ihr Herz in Aufruhr gebracht hat. Und der Buchhändler Pfaffe, der reibt sich die gelbhäutigen Hände und sieht ungeahnte Silberstreifen am Horizont emporsteigen, und so läuft jegliches seinen Gang in eine ungewisse Zukunft, indes unsichtbare Finger die Knoten leise schlingen und jählings zum Entwirren darbieten, just in dem Moment, in dem man sich am sichersten fühlt und voll Übermut in die Hände klatscht.

So wurde mit Leonhard von Schippenbeil verfahren von einer Instanz, deren Willen offenbar war, ihm Prüfungen aufzuerlegen.

Lucille hatte nicht nur kein Geld. Sie hatte sich ein Zimmer geben lassen, das auf demselben Korridor gelegen war wie das Leonhards. Sie kam jeden Augenblick in sein Zimmer gestürmt mit den merkwürdigsten Anliegen, Wünschen, Fragen, schlang die Arme um ihn, biß ihn ins Ohrläppchen, hinterließ Lippenrot auf seinen Wangen, oder sie zerrte nur unvermutet an seiner Nase und raste sinnlos aus dem Zimmer, dann wieder platzte sie herein mit einer Wucht, daß er erschrocken zusammenfuhr, nur um lammsfromm nach dem Datum zu fragen, eine Zigarette zu erbitten oder sich höflich zu erkundigen, was „Freizeitgestaltung auf Englisch heiße (was er auch nicht wußte), obwohl sie ebensogut Deutsch sprach wie er Englisch, ewige Weltreisende, die sie war.

Sie belegte ihn in jeder Beziehung mit Beschlag, so selbstverständlich, wie nur eine Amerikanerin es fertigzubringen vermag, denn er war ja nur ein Mann, und sie, nach dem ungeschriebenen Gesetz ihrer Heimat, sie war eine Auserwählte der Schöpfung. Sie bat um sieben Mark fünfzig für Badesalz, um vierundzwanzig Mark für ein Paar Schuhe, sie brauchte plötzlich zum Sterben dringend eine Gesichtsbehandlung bei der Arden („Sieh mich nicht an, ich habe ein Gesicht wie eine alte Kartoffel, o Darling, ich muß mir auch die Beine massieren lassen, sieh mal wie fett hier überm Knie, diese Wülste, nein, es ist nicht mehr zum Ansehen"). Und dabei wog die ganze Person neunzig Pfund und ihre Beine waren so zart, dünn, sehnig und braun, daß es unerfindlich blieb, was es daran zu massieren gab, was sie denn auch gar nicht tun ließ, vielmehr kaufte sie sich für fünfundzwanzig Mark eine Flasche französischen Kognak, den sie in zwei Tagen ganz allein und für sich ohne nennenswerte Wirkung austrank . . .

Und dies alles mußte Leonhard finanzieren. Warum tat er es? Er fragte es sich selbst immer wieder. Sein Gewissen war rein, und er hatte ihr gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Sie hatten sich einmal eine kurze Zeit lang nahegestanden. Aber das war vorbei. Glücklicherweise hatte er tausend Mark Vorschuß bekommen, aber er wollte noch vierzehn Tage in Berlin beiben und hatte, weiß Gott, nicht die Absicht, sein Geld für Lucilles Marotten zerrinnen zu sehen. Aber es war kaum möglich, sie loszuwerden, denn sie war weder Argumenten zugänglich, noch auch war sie durch planmäßige Verletzungen verwundbar. Sie lachte ihr rangenhaftes, verschmitztes und in irgendeiner Art doch gescheites Lachen, griff mit ihren kleinen selbstsicheren Händen in sein Haar und sagte: „Ich weiß, du willst mich loswerden, du hast hier eine Liebe und ich gehe dir auf die Nerven. Macht nichts du bleibst mein schwarzer Flibustier und ich nehme dir nichts übel. Alles hat seine Zeit, und auch ich werde einmal meine Koffer packen und dich verlassen. Aber noch ist die Zeit nicht reif. Du weißt, meine story."

Das war so eine Sache mit dieser story. Es fiel ihr keine ein. Sie hatte von einem englischen Verlag den Auftrag bekommen, eine Geschichte von Zehntausend Worten mit etwas Liebe, kriminellem Einschlag und kontinentalem Milieu zu schicken, und sie hatte keine Idee. Darum lief sie rastlos und gejagt in Berlin umher, saß in Destillen am Schlesischen Bahnhof, stapfte durch den Moder des tropfenden Grunewalds, der ihr keine Inspiration gab, fuhr mit dem Motorboot über den kalten Wannsee, fröstelnd in ihren Mantel gehüllt, das Gesicht vom Regen gepeitscht, sie wälzte sich zerquält auf der Couch, schlug mit den harten kleinen Fäusten gegen die Wand und warf ihre Schuhe wütend durch das Zimmer, aber es fiel ihr nichts ein, es war wie verhext: es fiel ihr nichts ein. Der kriminalistische Einschlag machte sie völlig kopfscheu, das lag nicht auf ihrer Linie, sie schrieb Liebesgeschichten ohne Revolver, aber sie durfte den Londoner Verlag nicht enttäuschen.

Leonhard schlug ihr vor: „Die unbekannte Leiche im Koffer", „Die Rache des alten Chinesen", „Das Diamantenhalsband in der Autotaxe", aber sie meinte, er wäre ein Idiot. Ja, er ging so weit, daß er sich heimlich ein Magazin kaufte und ihr haargenau eine kriminalistische Geschichte erzählte, die er darin gelesen hatte, und die er als seine eigene Erfindung ausgab. Lucille sah ihn nur etwas strafend von

der Seite an und sagte, er sei ein gewaltiger Kombinator, aber die Geschichte stehe wörtlich im „Strand“ und sei von Edgar Wallace.

Im großen und ganzen war Leonhard aber doch reichlich verzweifelt. Er sah sich in eine Lage gedrängt, die ihm äußerst unbehaglich erschien. Er stand zwischen zwei Frauen, und so gleichgültig ihm dies vielleicht unter anderen Umständen gewesen wäre, in diesem Falle empfand er es als peinlich, unbequem und beschämend. Er war sich über seine Gefühle für Lotte sehr klar. Er betrog sie ja nicht, aber immerhin, er verschwieg ihr Lucilles Existenz. Er nahm sich täglich vor, ganz gelegentlich und beiläufig von Lucille zu sprechen, aber dann fürchtete er doch Lottes Mißtrauen. Umgekehrt zeigte Lucille durchaus keine Lust, eifersüchtig zu sein. Leonhard sagte ihr immer wieder in allen Variationen, daß er sie nicht liebe, und sie antwortete, Liebe sei Schall und Rauch.

Er wußte nie, wie Lucille in Wirklichkeit dachte und fühlte, er meinte oft, daß ihre Leichtfertigkeit nur gespielt war, denn er scheute sich, ihr Innenleben zu erwägen, er wünschte sie weit fort. Sie war eine immerwährende Verführung, es ließ sie kalt, ob er eine andere Frau liebte, sie wußte, er konnte nie abweisend und brutal sein, weil sie viel zu schlangenglatt und überlegen war. Es gefiel ihr manchmal, die Augen aufzuschlagen, sentimental und hilflos dazusitzen, aber er wußte dann nie, ob sie sich nicht über ihn lustig machte. Gewiß machte sie sich lustig über ihn, denn sie war ja im Herzen weder sentimental noch hilflos. Sie konnte jederzeit mit sich ins reine kommen und vermochte ihr wildes Temperament zu zügeln sobald es ihr wünschenswert erschien, sie besaß nicht nur Instinkt, sondern auch Verstand.

Natürlich war es klar, was sie von ihm wollte. Sie mußte ja leben, möglichst bequem leben, und er konnte sie nicht verhungern lassen, denn sie waren ja eigentlich recht gute Freunde.

So vertrackt war dies alles.

Sie trug buntfarbige Pullover, hatte knallrot gelackte Fingernägel und schminkte sich das Gesicht so grell und auffallend, daß er es einfach unmöglich gefunden hätte, wenn sie nicht eben Lucille Howard gewesen wäre, die auch anders sein konnte, wenn es ihr gerade beliebte.

Er telephonierte gerade mit Lotte. Es war kein Gespräch, das einem besonderen Zweck diente. Es war ein Vierzigminutengespräch mit breitaufgestützten Ellbogen und bequem hingestreckten Beinen, ein beharrlicher Austausch von mehr oder weniger belangreichen Gedanken. Solche Gespräche hatten sie täglich, obwohl sie jeden Abend beisammen waren.

Lucille trat leise auf ihren lautlosen Bastschuhen ein und legte plötzlich den Arm ganz eng um Leonhards Hals. Ihm fiel fast der Hörer aus der Hand und er versuchte, während er sprach, Lucille mit einem Arm in Abstand zu halten, was durchaus mißlang. Sie zerrte ihn am Ohr. Sie steckte seinen Finger unvermutet in sein Tintenfaß, in dem glücklicherweise nur etwas eingetrockneter Satz war, der ihm unter den Nagel kroch. Sie band ihm das grüne Handtuch wie einen Turban um den Kopf, und er saß da mit dieser seltsamen Kopfbedeckung, warf wütende Blicke auf Lucille und sagte zu Lotte, es werde Sonntag bestimmt nicht regnen, er habe es in der Zeitung gelesen, bei welchen Worten Lucille ihn mitleidsvoll ansah und stumm mit dem Zeigefinger gegen ihre Stirn tippte, worauf sie sich in die Fensternische begab, mit spitzen Fingern Zigarettenstummel aus dem Aschenbecher klaubte und ihn aus sicherer Entfernung zu beschießen begann. Bei allem verhielt sie sich mäuschenstill, denn sie wollte ihm nichts verderben, sie wollte ihn nur ein wenig stacheln. Als Leonhard schließlich das Gespräch beendete und sich drohend erhob, verschwand sie unter höhnenden Rufen in ihrem Zimmer.

Als Lucille wie immer, wenn sie allein war, durchaus ernsthaften Gedanken nachhing, vernahm sie nebenan eine fremde Stimme. Sie lauschte angespannt.

Es war die Stimme einer Frau.

„Sie haben von mir schon gehört, Herr von Schippenheil“, sprach die fremde Stimme. „Ich bin Manja Stojowska. Ich habe Ihnen einen Brief geschrieben.“

Lucille verstand alles sehr deutlich. Aber wenn sie erst Leonhards Gesicht gesehen hätte!

Er hatte sich niemals etwas Bestimmtes vorstellen können, wenn er von dieser Dame hörte. Er wußte nur, daß sie rotes Haar haben solle. Sie war aber blond, hell und blond wie gelber Mais.

Sie sah, wie er auf ihr Haar starrte.

„Ja, ich bin jetzt blond“, sagte sie lächelnd. „Ich glaube, es steht mir besser.“

Er begriff erst später den Sinn dieser Verwandlung. Sie trug ein taubengraues Kostüm und einen runden, breitkrempigen blauen Hut. Sie war eine schöne, stolze und vornehme Erscheinung, er verhehlte es sich nicht, wenn er auch voll Unglauben und Mißtrauen war.

Er schob einen Ledersessel an den Rauchtisch und sie setzte sich, sie zog den engen Rock ein wenig hoch und schlug die langen seidenglänzenden Beine übereinander. Er bot ihr eine Zigarette an, und während er ihr Feuer reichte, fiel ihm ein, diese Unterredung schnell zu beenden, aber er war nicht gefaßt auf das, was jetzt kommen sollte.

Sie sagte:

„Spät, aber doch, komme ich zu Ihnen. Ich wollte Sie schon vor einiger Zeit sprechen. Aber wissen Sie, ich muß sehr vorsichtig sein, ich glaube, ich werde beobachtet.“

„Beobachtet?“

Er sah sie höflich an und dachte an den Brief. Diese Frau sah völlig normal und intelligent aus, er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, was hier im Gange sein mochte.

Manja Stojowska lachte und zeigte ihr weißes starkes Gebiß.

„Sie glauben mir nicht? Nun gut, es ist ja auch nicht so wichtig.“

„Ich denke, Sie sind verreist?“ sagte Leonhard.

„Hat Ihnen das jemand gesagt?“

„Herr Kilian.“

Sie wandte den Kopf herum und sah ihm überrascht ins Gesicht. „Sie haben mit ihm gesprochen?“

Leonhard erzählte ihr in wenigen Worten von seinem Besuch bei Kilian. Sie hörte ihm schweigend zu, nur ihre Augen wurden ein wenig schmal und bekamen einen feindseligen Ausdruck.

„Es ist alles nicht wahr“, sagte sie dann, „aber das ist jetzt nicht von Bedeutung. Es handelt sich um etwas ganz anderes und ich möchte ohne Umschweife davon sprechen.“

„O bitte.“ Er sah sie an.

Sie warf einen kurzen Blick zum Fenster, zog an ihrer Zigarette und stieß den Rauch heftig hervor. Im Zimmer verbreitete sich langsam der Duft eines fremden, herben Parfüms.

„Sie werden sich besinnen“, sagte sie, „daß ich Ihnen geschrieben habe, ich sei Mitwisserin eines Geheimnisses, das Sie beträfe?“

Er nickte.

„Nun“, fuhr sie fort, „ich bin hier, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Ihr Vetter Vinzenz ist kein geborener Schippenheil. Seine wirkliche Mutter war eine Arbeitersfrau aus Innsbruck und hieß Kilian. Er ist ein leiblicher Bruder des Kilian, den auch Sie kennen.“

Leonhard sah sie stumm an.

Aus dem Nebenzimmer kam ein Geräusch.

„Ist hier jemand?“ fragte Manja und deutete auf die Tür.

„Niemand“, sagte er.

Manja Stojowska forschte in Leonhards Gesicht, das keine Überraschung verriet.

„Ich weiß nicht“, sagte sie, „ob Sie sich jemals für Ihre Verwandten interessiert haben und ob Sie die Verhältnisse kennen. Ihr Onkel war sehr vermögend und seine Frau wollte nicht, daß das Vermögen auf Sie überginge, denn Sie wären der Erbe gewesen, weil Ihre Tante keine Kinder bekommen hatte.“

„Sie meinen, sie hat ein Kind adoptiert, damit die Erbschaft nicht an mich fällt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die mütterliche Frau.

Von Christel Groh-Kalf.

„Sie hat in ihren jungen Jahren
Geliebt, gehofft und sich vermählt.
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt.
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren . . ."

Keine der bezopften Dreizehnjährigen des achten Schuljahres 1923 hat damals verstanden, warum wir diese Stelle aus Chamissos „Wäscherin" hersagen sollten. Wenn aber heute den nunmehr Achtundzwanzigjährigen die Verse in den Sinn kommen sollten, so zwischen zwei Handgriffen, die der Haushalt fordert, wenn die Kleinen rufen und der Mann wartet, werden sie wissen, daß in diesem Lebensbild der Wäscherin wirklich nichts Besonderes war, nichts, das man hätte hervorheben müssen. Nein, dieses Leben war nur die schlichte Wiederholung dessen, was die Frauen aller Zeiten und aller Länder durch Jahrhunderte hindurch schicksalhaft erleben.

Manchmal ist um dieses Schicksal ein großes Haus gebaut mit vielen schönen Zimmern, weiten Gärten, Geselligkeit und Freude. Ein andermal ist es klein und bescheiden in einer einzigen Kammer untergebracht. Hier verbirgt es sich unter Klugheit und viel geschäftigem Gebaren. Dort blüht es und sprießt es in aller Einfalt der Gemüter. Und ist doch überall dasselbe: Dem Manne gehören, Kinder gebären und Mutter sein.

Das Schicksal der Frau liegt beim Manne, und das Wesen der Frau drängt dazu, es zu erfüllen. Sie will die Ehe und ist frohgemut und bereit. Bereit zur Liebe, zur Güte, zum Verstehen, bereit auch zur Sorge, Schmerz und Kummer wie zum Glück. Sie will die Ehe und glaubt durch alle Beispiele und Klagen an sich und ihre junge Kraft.

Manche Frau, der dieses Schicksal versagt bleibt, trauert darum und wartet Jahre um Jahre. Lachenden Mundes trotzt sie „Ich will nicht" und ist doch unendlich müde. Diese Frauen treiben ihre Einsamkeit rastlos von einem zum anderen, stürzen sich in mancherlei Unternehmungen und gehen leer aus ihnen hervor. Diese sind von ihrer Arbeit besessen, jene von ihrer Unrast, alle aber sehr allein. Sie geben ihre Liebe, ihre Treue, ihre Mütterlichkeit an viele Dinge und gäben Jahre ihres Lebens darum, sagen zu dürfen: „Mein Mann — mein Kind."

Das Wesen der Frau drängt zur Ehe. Aber die Ehe ist keine Lösung, sondern eine Aufgabe, und keine der Myrtenbräute weiß, wie schwer oder leicht ihr diese Aufgabe werden wird. Die Ehe ist eine Form, die den Frauen gegeben ist, eine leere Schale, die gefüllt werden will. Die ihr „Ja" sprechen, halten sie in ihren Händen freudig oder bange, siegesgewiß oder demutvoll. Diesen scheint sie bunt und leuchtend, in sich lebend, ein Reiches, aus dem man nimmt, ohne zu geben. Anderen ist sie aus Erde geformt, grau und unscheinbar, wie Formen sind, die Köstliches wirken lassen wollen.

Alle sind voller Erwartung vor diesem neuen, anderen Leben, und sie tragen die Schale behutsam in ihr Heim. In allen Häusern stehen diese Schalen, und keine gleicht der anderen an Inhalt und Gestalt. Manchen bleibt sie ewig leer. Sie werken und putzen an ihrem Glanz und wundern sich, wenn das Leuchtende matt wird und verstaubt. Andere mühen sich ein ganzes Leben um einen Inhalt und schöpfen sich müde und alt. Spät und bitter erkennen sie, daß ihrer Form der Boden fehlte, der ihre Mühe aufnahm, die innerste Gemeinsamkeit, die ihre Gedanken weiterlebte und eins war mit ihrem Tun. Sie sehen die Form, die Form bleiben will, und denken bitter: „Das ist mein Leben. Gefäß? Nein, Scherben. Und lohnt es, Scherben aufzuheben?"

Die dritten aber denken nicht. Sie geben ihr ganzes reiches Herz in diese Schale. Sie fließt über, und nichts mehr ist Form, nein, alles ist Leben, Inhalt, Einssein, Glück. Alles ist Überfluß. Und aus diesem Überfluß wird das Neue geboren: das Kind.

„Mutter" — tiefste Erfüllung der Frau! Mutter: Ein Wort, das die Frauen stündlich fordert, das täglich von ihnen nimmt. Aber je mehr sie geben, desto reicher werden sie.

> Ich habe dich geheiratet, um dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert; nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für andere zu haben, und ich will dein Kaminchen hegen und pflegen, und Holz zulegen und pusten, und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde, denn es gibt nichts, was mir nächst Gottes Barmherzigkeit teurer, lieber und notwendiger ist als deine Liebe und der heimatliche Herd, der überall auch in der Fremde zwischen uns steht, wenn wir beieinander sind.
>
> Bismarck, Brief an seine Gattin, 1851

Mit ihren Kindern wächst ihre Kraft, ihre Liebe, ihre Mütterlichkeit.

„Mutter! Anders wollen wir das Wort heute sagen als an den dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres. Mutter.

Und dabei auch an jene denken, die ihr Leben in Berufen verbringen, die keine Berufung sind. Ja, allen mütterlichen Frauen soll dieser Tag gehören, denen, die Kinder getragen haben, und allen, in denen die Sehnsucht ist, ihr Frauenschicksal zu erfüllen.

Die junge Mutter . . .

Erzählt von Sophie Droste-Hülshoff.

„In den Räumen neben dem Gemach der Kaiserin, wo die Geburt stattfand, weilten Madame Laetitia, der Großherzog von Würzburg, die Prinzessin Pauline, die Königin von Spanien, die Gräfin von Montesquiou, Frau von Lucay, der gesamte Hof . . .", berichtet Königin Hortense, die Stieftochter des großen Korsen, von den Stunden, die der Geburt des Sohnes Napoleons vorangingen. Das Kind, dessen Eintritt ins Leben so viel hochmögende Persönlichkeiten voll Spannung erwarteten, entstammte keiner Liebesehe. Napoleon, der Ehrgeizige, vom kleinen Offizier zum Kaiser der Franzosen emporgestiegene, hatte Verbindung mit dem ersten Herrscherhaus Europas gesucht, politische Erwägung und metternichsche Statsraison hatten ihm die neunzehnjährige österreichische Kaisertochter M a r i a L u i s e zugeführt. Nur mit großem Widerwillen konnte sich die junge Erzherzogin zu dieser Heirat entschließen. Später fand sie freilich, daß die Würde einer Kaiserin von Frankreich mit allem Drum und Dran auch nicht zu verachten und Napoleon keineswegs der brutale Emporkömmling sei, wie sie anfänglich geglaubt.

An jenem Märztag 1811 herrschte nicht nur in den Tuilerien, sondern in ganz Paris helle Aufregung. Jedermann wußte, daß die schwere Stunde der Kaiserin unmittelbar bevorstand. Napoleon selbst lief unruhig zwischen dem Gemach der Kaiserin und den Zimmern, in denen sich das Gefolge aufhielt, hin und her und fragte immer wieder, ob man nicht schon vor der Geburt feststellen könne, ob es sich um einen Knaben oder ein Mädchen handle. Die junge Mutter hatte sehr zu leiden. Die Entbindung dauerte viele Stunden. Schließlich mußte eine Zangengeburt vorgenommen werden. Napoleon sprach seiner Gemahlin Mut zu. Zu dem Geburtshelfer Dr. Dubois sagte er, er solle genau so verfahren, wie wenn es sich um eine Frau aus dem Volke handle und vor allem das Leben der Mutter retten. In seiner Sorge um die Frau und der Erschütterung über ihr Leiden vergaß Napoleon für eine Weile ganz seine eigenen Wünsche und seine sehnsüchtige Hoffnung auf einen Thronerben. Als es endlich soweit war und man einen Knaben in die wundervolle goldene Wiege betten konnte, schien der Kaiser von aller Aufregung der letzten Stunden so überreizt,

daß er über die Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches kaum Freude zu empfinden vermochte und die Glückwünschenden kurz abwies. Später freilich, als die hundertundein Kanonenschüsse über die Hauptstadt dröhnten, die junge Mutter sich langsam erholte und ganz Paris jauchzte und tobte, fand sich auch Vater Napoleon rasch in die neue Lage. Er gab der Stadt ein Fest, wie es die in dieser Hinsicht gewiß verwöhnten Pariser noch nicht gesehen hatten, und verlieh seinem kleinen Sprößling Napoleon Franz Josef Karl schon in der Wiege den stolzen Titel eines „Königs von Rom". —

Als sehr besorgter Ehemann zeigte sich auch Mozart, da seine Frau Konstanze ihr erstes Kind erwartete. Es war im Frühsommer 1783. Der Meister pflegte damals frühmorgens längere Spazierritte zu unternehmen. Frau Konstanze schlief da noch, und Mozart legte ihr vor seinem Weggang stets einen Zettel mit allerlei guten Ermahnungen auf die Bettdecke: „Liebes Weiberl, ich wünsche, daß du gut geschlafen habest, daß du nicht zu jäh aufstehst, dich nicht bückst, nicht streckst, dich mit deinen Dienstboten nicht zürnst! Spar häuslichen Verdruß, bis ich zurückkomme! Daß nur dir nichts geschieht! Um sieben bin ich wieder bei dir . . ."

Immerhin scheint das freudige Ereignis dann doch etwas unverhofft eingetreten zu sein. Eines Tages schrieb Mozart seinem Vater nach Salzburg in höchster Eile: „Da ich nicht glaubte, daß aus dem Spaß so rasch Ernst werden könnte, so verschob ich immer . . . Sie, mein liebster Vater, recht untertänig zu Gevatter zu bitten. Da es nun aber vielleicht noch Zeit ist, thue ich es halt jetzt. Seit die Amme den Visum repertum eingenommen, habe ich dafür gesorgt, daß jemand das Kind in Ihrem Namen hebt, es mag generis masculini oder feminini sein! Es heißt halt Leopold oder Leopoldine . . ."

Meister Mozart traute aber weder der Amme noch den weiblichen Verwandten, sondern blieb selbst in nächster Nähe seines „Weiberls". Da die Arbeit bei dem stets vielbeschäftigten Künstler wie immer drängte, setzte er sich mit seinen Notenblättern ins Zimmer Konstanzes und schrieb dort. Alle Augenblicke unterbrach er jedoch seine Arbeit und lief an das Bett, um dem Weiberl gut zuzureden oder irgend eine Handreichung zu tun. Die Entbindung verlief glücklich. Gegen Abend hielt Mozart voll Freude „ein dickes, fettes und liebes Buberl" im Arm, das man sofort „Leopold" taufte. Auf den Notenblättern aber stand, eben vollendet, eines der Meisterwerke Mozarts: Sein berühmtes Streichquartett in D-Moll, das heute noch häufig gespielt wird. Die wenigsten Zuhörer werden freilich ahnen, unter welchen Umständen das kleine Werk einst entstand . . . Das Buberl Leopold starb zur großen Trauer Mozarts schon nach einem halben Jahre.

Mozart komponierte am Geburtstag seines Knaben, weil er eben fast immer und überall arbeitete. Ein anderer großer Musiker, Richard Wagner, hat dagegen das Erscheinen seines Sprößlings ganz bewußt mit einem eigenen Werk gefeiert. Nach der Abreise aus München wurde Ville Triebschen bei Luzern der neue Aufenthaltsort des Meisters. Frau Cosima schuf ihm hier ein Heim, das Wagner selbst einmal „Insel der Seeligen" nannte. Aus seiner Verbindung mit Cosima hatte er damals bereits ein Töchterchen, dazu noch kleine Stieftöchter aus Cosimas erster Ehe mit Hans von Bülow. Wagner kümmerte sich viel um die Kleinen. Aus erst vor einigen Jahren veröffentlichten Briefen geht hervor, daß er sogar höchst eigenhändig schrieb, um Kinderstühlchen „mit dem runden Nichts in der Mitte" für sie zu bestellen. Aber der „glückliche Tag seines Lebens" war für Richard Wagner doch der 6. Juni 1869 . . . Da „Erscholl ein Ruf da froh in meine Weisen: Ein Sohn ist da! — Der mußte Siegfried heißen!" Zu Weihnachten des folgenden Jahres wurde dann zum ersten Male das „Siegfried-Idyll" aufgeführt, jenes aus Kinderweisen und Motiven aus dem „Siegfried" wundersam zusammengewobene Tonwerk, das der Meister zu Ehren der geliebten Frau und Mutter schrieb: „Für ihn und dich durft' ich in Tönen danken — Wie gäb' es Liebestaten holdren Lohn?" —

Der Dichter Lessing war nicht so glücklich. Nur ein einziges friedliches, glückliches Jahr an der Seite der geliebten, lange umworbenen Frau Eva war dem Künstler in Wolfenbüttel beschieden. Das mit Freude erwartete Kind, die Erfüllung des Liebesbundes, sollte zum Verhängnis werden: Am ersten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1777 kam Lessings Söhnchen Traugott zur Welt. Es war eine schwere Entbindung, und schon zwei Tage später wurde der Kleine „das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte". „Nun zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Es ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde", schrieb Lessing Ende des Jahres an seinen Freund Eschenburg. Das waren bittere Tage in dem kleinen Gartenhaus zu Wolfenbüttel. Frau Eva lag tagelang ohne Besinnung im Fieber und mußte am 10. Januar 1778 ihr kurzes Mutterglück mit dem Leben bezahlen. „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen . . ." Unendliches Leid verbirgt sich hinter diesen kurzen Worten Lessings . . .

Ein drolliges Geschichtchen erzählt man von dem alten Preußengeneral Hans Joachim von Zieten. Dessen erste Frau und sein Sohn starben bekanntlich noch vor Beginn des Siebenjährigen Krieges. In vorgerückten Jahren heiratete Zieten zum zweiten Male und wurde sehr spät, als Fünfundsechzigjähriger, nochmals Vater. Als die schwere Stunde der Frau nahte, fühlte sich Zieten höchst unbehaglich. Unruhig ging er durch alle Räume seines Gutes Wustrau. Schließlich sah er wieder einmal bei seiner Gattin nach. Die werdende Mutter jammerte, und Zieten hatte großes Mitleid mit ihr. Doch er wollte dies nicht zeigen und wußte nicht recht, was er sagen sollte. Endlich brummte er in tröstendem Tone: „Nun jammere schon nicht so! Schmerzen sind schlimm, aber sie vergehen auch mal wieder! Alles vergeht wieder! Sieh', ich habe es doch auch schon oft so gehabt . . ." Über diesen Trost mußte die Frau nun doch herzlich lachen. Ebenso die anderen weiblichen Wesen, die sich zur Hilfeleistung im Zimmer befanden. Einige Stunden später konnte der tapfere Husarengeneral dann seinen Sohn Friedrich Emil im Arme halten.

Mütterliches.

Aphorismen zum Muttertag.

Es gibt Menschen, die am Muttertag ihrer toten Mutter die herrlichsten Kränze auf das Grab legen. Als sie noch lebte, haben sie ihr kein gutes Wort gegönnt.

*

Manche Frauen gehen in der Ehe ganz im Manne auf, andere ganz in ihren Kindern. Die glücklichsten Kinder sind jene, bei deren Mutter sich die beiden Gefühle die Waage halten.

*

So schließt sich immer wieder der Kreis: in der Jugend leben und wachsen wir ganz im Schutze der Mutter. Später, wenn die Mütter alt werden, „bemuttern" die Kinder die Mutter. Und manchmal ist es uns, als wäre die Mutter jetzt unser Kind, dem unsere ganze Sorge gilt . . .

*

Mancher verlor sich nur deshalb im Leben, weil er zu früh die Mutter verlor.

*

Die besten Mütter sind nicht die, die ihren Kindern einen weichen Teppich über den Lebensweg breiten, sondern diejenigen, die ihnen zeigen, wie man beherzt über steile und steinige Wege schreitet.

*

Die Liebe einer Mutter teilt sich nicht zwischen ihren Kindern — sie vervielfältigt sich!

*

Und wenn wir nichts hätten, als eine große Schar lebensstarker, der Zukunft vertrauender Mütter — so wäre schon damit die Zukunft des Volkes gesichert.

*

Für eine Frau, die Kinder hat, breitet sich der Himmel nicht nur über ihr aus, sondern auch zu ihren Füßen.

*

Es gibt kein Opfer, das eine wahre Mutter für ihre Kinder zu bringen nicht imstande wäre. Nur eins wird ihr bitterschwer: die Tochter an den Mann, den Sohn an eine Frau abzugeben . . .

Anna Maria Lornberg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.